



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Panislamismus.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Panislamismus.



reißig, vielleicht vierzig Jahre noch, und es wird im Morgenlande ein großer Umschwung der Dinge stattfinden. Dann werden die Moskowiten kommen und Stambul einnehmen, und der Padischa wird mit dem ganzen Volke der Rechtgläubigen das Land am Bosphorus verlassen und zurückkehren nach Kahira, der Kalifenstadt am Nil, wo seine Vorfahren gefessen in alter Zeit. Von dort her wird mit Hilfe der Engländer, welche den Islam annehmen, Spanien der Religion des Propheten wieder erobert werden. Man wird den Schlüssel zu den in der großen Pyramide liegenden Schätzen Salomos, des Königs der Geister, aus dem Nil, in den er einst versenkt worden, herausfischen, und für die mohammedanische Welt wird eine neue Periode des Ruhmes und des Reichthums beginnen.

So ungefähr stellte sich vor einigen Jahrzehnten der Glaube des niedern Volkes in Aegypten die Zukunft vor, nachdem es wieder einige Decennien früher, nach Mehemed Alis Siegen über den Sultan, gehofft, der Schwerpunkt des Islam werde am Goldnen Horn verbleiben, aber das in Aegypten mächtig gewordene Fürstengeschlecht werde das Kalifat an sich reißen. Mehemed Alis Nachkommen hatten nicht den Geist ihres Ahnherrn, die Moskowiten kamen im letzten Kriege bis vor Stambul, und wenn der Padischa Europa noch nicht verlassen hat, so war es nicht die Stärke der Türken, die ihm das Bleiben erlaubte.

Was das niedere Volk dunkel und phantastisch ahnte, ist Überzeugung der weiterblickenden Bekenner des Islam, und daraus hat sich in der letzten Zeit das Bestreben entwickelt, die locker gewordene Verbindung der einzelnen Glieder dieses Glaubens wieder fester zusammen zu schließen und den alten Zustand, wo der Sultan von Stambul als Nachfolger der Kalifen über die Kräfte der ganzen mohammedanischen Welt Westasiens und Nordafrikas bis nach Marokko

hin gebot, nach Möglichkeit wieder herzustellen — ein Bestreben, das sich in der letzten Zeit den eingetretenen Verhältnissen gemäß mehr gegen Frankreich als gegen eine andre europäische Macht richtete.

Es ist zuviel behauptet, wenn ein englisches Blatt vor einigen Wochen sagte, die Schlüssel der Politik der Zukunft lägen in Paris und in Konstantinopel. Wichtig ist hiervon zunächst nur, daß die Absicht der türkischen Politik, ihre Verluste im Frieden von San Stefano wett zu machen, in Tripolis, in Tunis, in Ägypten und Arabien deutlich fühlbar wurde, und daß diese Politik in Ländern des fernen Ostens, wo das Ansehen des Padischas früher praktisch fast unbekannt war, alte Einflüsse wieder zu gewinnen und neue Macht zu erlangen bemüht war. Gleichfalls unverkennbar ist, daß Frankreich von der Betäubung, in die es der Ausgang des Kampfes mit Deutschland versetzt hatte, erwacht ist, und daß ein starkes Pulsiren an der äußersten Peripherie seiner Machtphäre bezeugt, wie sein Herz von neuem mächtig arbeitet. Die Expedition nach Tunis, neue Rührigkeit in Ägypten, Intriguen in Syrien, Vorbereitungen in Cochinchina waren Symptome dieses Pulschlags. Die eine der beiden Mächte wie die andre sucht sich in der Richtung auszudehnen, wo sie den wenigsten Widerstand zu gewärtigen hat. Die Thätigkeit Frankreichs richtet sich nicht gegen den ehernen Felsen, den Bismarck im deutschen Reiche stabilirt hat, die der Pforte nicht gegen den gewaltigen russischen Nachbar. Die Lücken, die man auf Seiten der Republik und des Sultans zum Eintreiben eines Keils herausgefunden hat oder herausgefunden zu haben meint, befinden sich auf dem Gebiete bisher wenig beachteter Stämme und unbedeutender Staaten. Indes liegt immerhin ein gewisses unbehagliches Gefühl in dem Umstande, daß die beiden auf Ausdehnung ihres Einflusses und Besitzes ausgehenden Mächte bei ihrem Tasten nach Anhalt und Gelegenheit in Afrika dichter aneinandergeraten und endlich zusammenstoßen können.

Was in der letzten Hälfte des verflossenen Jahres vorging, deutet die Möglichkeit eines zukünftigen direkteren Antagonismus an. Frankreich hatte ursprünglich kein Interesse, die muslimische Welt vor den Kopf zu stoßen und sich feindlich zu stimmen. Da es in Nordafrika mit fanatischen Stämmen zu thun hatte, so würde es politisch gewesen sein, den Nachfolger der Kalifen zum Freunde zu gewinnen, etwa wie England sich vor einigen Decennien bemühte, den Papst zur Beschwichtigung der irischen Katholiken zu bewegen. Darnach schien man, nachdem Waddington mit seinem Enthusiasmus für Griechenland beseitigt war, in Paris verfahren zu wollen; denn der Sultan hatte eben keinen Grund, sich darüber zu beklagen, daß Barthelémy St. Hilaire sich für die Abtretung Thessaliens an Hellas zu sehr ereifert. Die Expedition nach Tunis aber erweckte selbstverständlich das Mißtrauen und die Empfindlichkeit der Pforte. Dieselbe hatte ihre Oberhoheit über den Bey niemals aufgegeben, und als sie denselben jetzt zum Vasallen Frankreichs degradirt sah, begann sie für das benachbarte

Tripolis zu zittern. Jene Niederlage in der Person eines Stellvertreters der Macht des Sultans war um so schmerzlicher, als sie Folge der beispiellosen Thatsache war, das ein dem Islam angehöriges Land und Volk sich so gut wie ohne Kampf in sein Schicksal ergeben hatte. Unter den Mohammedanern fallen Theologie und Jurisprudenz praktisch zusammen, und beide haben stets den Satz anerkannt, daß durch Siege gewonnene Rechte durch Niederlagen verloren werden können, sie wissen sich vor Schicksalsgeboten zu beugen, die mit dem Schwerte geschrieben werden. Aber ein Sultan, der vor einem Feldzuge auf dem Papier zurücktrat, nahm unter den Rechtgläubigen eine bedenkliche Position ein, und als die Hauptstadt Tunis und das heilige Kerwan ohne Widerstand vor den Bataillonen und Kanonen der Giaux seine Thore öffneten, wurde die Lage noch gefährlicher. Dies muß in Konstantinopel besonders schwer empfunden worden sein, da man seit der Unterzeichnung des Berliner Vertrages sich mit allem Eifer bemüht hatte, den Einfluß des Sultans als des Kalifen, d. h. in seiner Eigenschaft als geistliches Haupt der Muslime, als Nachfolger des Propheten zu vertiefen und auszubreiten — ein Bemühen, welches an das der Ultramontanen erinnert, nach Verlust der weltlichen Herrschaft des Papstes Ersatz in Vertiefung und Ausdehnung der Autorität desselben als Herrschers über die katholischen Seelen zu suchen. Dieses Predigen des Panislamismus bringt die Türkei unmittelbarer mit Frankreich in Widerstreit als mit irgend einer andern Großmacht. Der Fanatismus der Muslime ist aber immer noch eine gewisse Macht, mit der Frankreich in Algerien zu rechnen hat, und er wird durch jedes Feuer genährt, das in Tunis und Tripolis aufgeht. Sollte es zu offenen Feindseligkeiten zwischen Frankreich und der Türkei kommen, so würde das den Sultan nötigen, den Krieg nach Nordafrika zu tragen, und dieser würde die Verwendung eines sehr erheblichen Theiles der französischen Armee in diesen Gegenden beanspruchen.

So weit läßt sich gegen die Gedanken, welche die panislamitische Politik der Pforte in der englischen Presse und einem Teile der deutschen hervorgerufen hat, nichts einwenden. Dagegen müssen wir ganz entschieden Verwahrung einlegen, wenn man etwa folgendermaßen weitere Schlüsse gezogen hat. Man erinnert sich, wie Italien 1865 Preußen seine Allianz gegen Oesterreich anbot. Der Sultan spielt jetzt eine ähnliche Rolle, indem er in Berlin Anerbietungen macht, die praktisch darauf hinauslaufen: Wenn ihr Deutschen gezwungen sein solltet, die Franzosen in Europa zu bekämpfen, so könnten wir sie in Afrika angreifen. Dies ist weder wahr noch gut erfunden, und dasselbe gilt, wenn man fortfährt, es passe Deutschland, wenn die Welt wisse, es gebiete über die Kräfte eines Verbündeten, dessen Dienste sicher als nützliche Diversion wirken würden, und die Entferntheit der Wirkungssphäre desselben werde die Allianz erleichtern. Richtiger würde, wenn eine Annäherung wie die obige überhaupt stattgefunden hätte — was wir auf gute Gründe hin für unmöglich halten —

die Annahme sein, daß, wenn Fürst Bismarck auch dem Sultan erlaubte, Tunis wieder zu erobern und vielleicht selbst Algerien zu annektiren, es doch höchst zweifelhaft sei, ob er der Pforte für ihren in Afrika geleisteten Beistand ein Entgelt in Europa gewähren werde. Gewiß ist das nicht bloß zweifelhaft sondern so ganz unmöglich, daß man es eigentlich gar nicht in Betracht ziehen sollte. Er würde in diesem Falle Rußland entgegentreten und direkt gegen Deutschlands natürlichsten Verbündeten, Österreich-Ungarn, handeln müssen, das von dem Gebiete des „kranken Mannes“ Bosnien seinen Besitz einverleibt hat, beides sicher das allerletzte, was ihm in den Sinn kommen könnte.

Wir Deutschen wollen vor allen Dingen Sicherung des Friedens, und dazu bedürfen wir der Hilfe des Panislamismus nicht, uns genügt das Bündnis mit Österreich-Ungarn, zumal wenn Österreich auf gutem Fuße mit Italien steht, vollkommen. Wir haben aber auch keinerlei Ursache, den Einfluß des Kalifen und dessen Ausbreitung zu hindern; denn wir haben keinerlei Anspruch auf Länder, die von Mohammedanern bewohnt sind. Beinahe dasselbe gilt von Rußland, das zwar der politische Feind der Türkei ist und bleiben wird, aber wenig oder gar keinen Grund hat, den Islam als Religion zu fürchten und zu beschränken; denn obwohl der Zar mohammedanische Unterthanen hat, sind dieselben so zerstreut und so wenig zahlreich, daß von ihnen keinerlei erhebliche Gefahr droht. Auch Österreich-Ungarn kann der Ausdehnung des Kalifats im Ganzen mit Ruhe zusehen, da dieselbe seinen Besitz in Bosnien und der Herzegovina und seine weiteren Aussichten auf der Balkanhalbinsel bei der Stärke des christlichen Elements in jenen Ländern kaum beträchtlich gefährden kann. In England dagegen könnte ein mächtiger werdendes Kalifat Befürchtungen wegen eines Wiederauflebens der muslimischen Antipathien in Indien erwecken, doch nur für den Fall, daß man in London die Thorheit beginge, der Pforte den Krieg zu erklären. Es bleibt also bei unsrer Behauptung, daß der Panislamismus nur die Interessen und Ziele Frankreichs bedroht.

Zum Schlusse noch eine andre Betrachtung. Vor zwei Menschenaltern schienen kirchliche und religiöse Bestrebungen und Ansprüche in der Politik ein Anachronismus zu sein. Religionskriege waren in dieser Zeit vergangne Dinge. Indem die Wissenschaft fortschritt, die Bildung wuchs, die Duldsamkeit mehr und mehr zur allgemeinen Tugend wurde, glaubte man, der Einfluß der Kirchen und der Glaubensbekenntnisse werde aussterben. Eisenbahnen und Dampfschiffe und die Gedanken, welche die Menschheit aufklären, würden jene alten Mächte auflösen, und das neue Geschlecht würde nie mehr Fahnen vom Papste segnen und asiatische Krieger mit Mahgeschrei auf christliche Truppen losstürmen sehen. So dachte man noch 1848, und die große Weltausstellung von 1851 schien es zu bestätigen. Aber wenige Jahre nachher entzündete sich von einem Zank über die Schlüssel zum heiligen Grabe ein großer Krieg. Später strömten bigotte Freiwillige aus allen Ländern nach Rom unter die Fahne des heiligen Vaters. Ultramontaner

Neid und Eifer war nicht das geringste unter den Motiven, die den Krieg Napoleons des Dritten gegen Deutschland veranlaßten. Der letzte Kampf Rußlands mit der Pforte wurde von weiten Kreisen des russischen Volkes als Glaubenskrieg, als Kreuzzug aufgefaßt. Der jetzige Aufstand in Algerien wurde von Mekkapilgern angefaßt. Der Mittelpunkt des Feldzuges in Tunis war die heilige Stadt Kerwan. Dann aber haben die obenerwähnten neuen Verkehrsmittel dem religiösen Geiste nicht nur nicht geschadet, sondern gewisse Seiten des Glaubens geradezu gefördert. Pilger reisen auf Eisenbahnen und Dampfschiffen, der Segen des Papstes wird durch den Telegraphen vermittelt, das letzte Konzil hätte ohne die moderne Art, sich von Ort zu Ort zu begeben, gewiß nicht so großartige Dimensionen angenommen. Auch der Panislamismus dankt den Mitteln, welche die Länder und Städte einander genähert haben, viel; denn der Kalif braucht jetzt, um eine Botschaft nach Tripolis oder Indien zu schicken, nicht so viel Zeit, als vor sechzig Jahren, um einen Brief an Ali Pascha von Janina gelangen zu lassen. Wir sehen also einen asiatischen Glauben gestärkt durch europäische Erfindungen, die Elektrizität begünstigt den Fanatismus, und Zeitungsartikel predigen den Koran. Es ist nichts mit den Redensarten derer, welche an die Allmacht der Mechanik, der benutzten Naturkräfte glauben. Der Mensch ist ein zu geistiges Wesen, um zum Sklaven eines verbesserten Personen- und Güterverkehrs zu werden. Die Seelen geraten wie vor Alters so noch heute unter den Impulsen des Glaubens in Schwingung, und das wird immer so bleiben.



## Das Scheitern

### des englisch-französischen Handelsvertrags.



ie Verhandlungen über den Abschluß eines neuen Handelsvertrags zwischen Frankreich und England, die vor einiger Zeit unterbrochen und dann wieder aufgenommen wurden, haben thatsächlich ihr Ende erreicht, und es ist nicht wahrscheinlich, daß man sie englischerseits wieder anknüpfen wird. Sir Charles Dilke und die übrigen englischen Unterhändler sind von Paris mit der Überzeugung heimgekehrt, daß sie keine Hoffnung haben, mit Frankreich ein Übereinkommen abzuschließen, welches den Wünschen und Interessen Großbritanniens entspricht, und vom 8. Februar ab werden alle in Frankreich einzuführenden englischen Waaren nach dem neuen Tarife zu verzollen sein. Gambetta hatte früher erhebliche Zugeständnisse als möglich hingestellt, aber selbst Gambetta kann nicht alles, was er möchte, und am wenigsten auf dem Gebiete der wirtschaftlichen Interessen und